

Erschienen in „WELTKUNST“

Man kann sich wohl kaum ein Bild machen von der Faszination, die diese Frau ausstrahlte; von der Magie, der Raffinesse, die sie umgaben. Und zugleich: Man kann sich wohl kaum ein Bild machen von der Verworfenheit, die sich um sie herum versammelte – jedenfalls, wenn man jene Maßstäbe anlegt, die den Alltag einer intakten Gesellschaft bestimmen. Doch: Was ist das, eine intakte, an gemeinsamen Vorgaben und Werten orientierte Gesellschaft? Manchmal genügt ein kleiner Ruck, eine minimale Verschiebung, und alles steht auf dem Kopf. Und eben dieser kleine Ruck durchfuhr eine ganze Generation, gezeichnet von den Folgen des 1. Weltkrieges. Keine Orientierung. Stattdessen maßlose Gier: Geld, Genuss, Vergnügungen in den Palästen und in den Seitenstraßen mit ihren Bier- und Weinschwemmen, Etablissements, Kabarett, Tanzdielen im bläulichen Lichterglanz der großen Bogenlampen. Ludwig Meidner, Karl Hubbuch; Elfriede Lohse-Wächtler, Jeanne Mammen und George Grosz zeichneten dieses neue Babylon im Widerschein von Glanz und Elend. Und mittendrin eine kleine Filmschauspielerin aus der fernen Schweiz, vergraben in Nebenrollen, auf keinem Programmzettel erwähnt. Aber von wem ist die Rede? Die Rede ist von Elfriede Elisabeth Köhler aus Zürich. Sie wurde in einer ganz anderen Rolle und mit anderem Namen bekannt. Nicht Nebendarstellerin am Rande des Zelluloidstreifens. Vielmehr Hauptrolle, rätselhaft, geheimnisvoll – bis heute.

Wann betrat sie ihre „große Bühne“? Das kann man genau sagen. Es war 1928, als sie den damals in Berlin berühmt-berüchtigten Maler Rudolf Schlichter, zwölf Jahre älter als sie, heiratete. Dass beide keinem Cliché entsprachen, das geschieht schon mal. Aber Speedys Schönheit, ihre Anziehungskraft, die alles, was sich ihr näherte, in Flammen hüllte, durchbrach dann doch den Alltag und war, gelinde gesagt – etwas mehr als nichts.

Und er, der unendlich begabte Zeichner? Nicht weniger faszinierend! Mithin: Beide schwierig; beide außerhalb dessen, was galt. Und gerade das war es, was beide verband, zueinander zog! Rudolf Schlichter, ein Mann, randvoll mit abenteuerlichen Verstrebungen seines Inneren, deren Spannung sich nur mit dieser Frau, nur mit Speedy, zähmen ließ. Was sich in dieser Verbindung abspielte zwischen herrischer Geste, hündischer Ergebenheit und selbstquälerischer Pein, überschritt alles, was Wörter, Sätze festhalten können. Aber da gab es ja noch eine größere, ganz andere Sprache, die solche Bereiche niederschreiben konnte: Die Sprache des Bildes. Und hier war Rudolf Schlichter der Meister, der Einzige, dem es gegeben war, das Unsagbare zu formen in Gemälden, Zeichnungen, druckgraphischen Blättern. Hier tobten seine Dämonen; hier fand er die Hieroglyphen, die heiligen Zeichen für jene Furien, die in seinem Inneren lauerten. Zeitgenossen besuchten ihn im Atelier. Paul Alverdes schrieb: „Maler des Untergangs .. Wunderlicher, urtümlicher, wenig liebsamer Geselle, aber kann zeichnen wie kaum einer. Seine Arbeiten bevorzugen kalte Industriefarben: ein fatales Violett, ein giftiges Grün, .. ein knallendes Rot.“ George Grosz erlebte ihn als einen „der belesensten Maler, von geradezu enzyklopädischem Wissen.“

Klug und zerrissen: In maßlose Phantasien eingespannt, zirkulierte er zwischen frommen Geschichten aus der Bibel, Straßenkämpfen anlässlich der Französischen Revolution, Wild-West-Massakern, Indianerüberfällen, blutrünstigen Metzereien in Bagdad und an der chinesischen Mauer. Nach einer Ausstellung in Karlsruhe, mümmelte die Presse etwas von „seelischer Verfassung, die den Psychologen keine Rätsel mehr aufgibt.“ Er selbst empfand sich als jemand, der in der Abendstunde des

6. Dezember 1890 von Sankt Niklaus „durch das offene Fenster in das Haus seiner Eltern in Calw hineingeworfen worden war.“ Trostlose Kindheit in dumpfer, tiefschwarzer Provinz. Prägungen, die weiterwirkten und ihn nie verlassen sollten. Gepeinigt von Schuldgefühlen überschlug sich seine verdrängte Sexualität, reagierte sein lädiertes Selbstbewusstsein in maßlosen Provokationen. „Tonnen von Menschenhaß haben sich damals in mir angesammelt.“ Das Aquarell „Künstler mit zwei erhängten Frauen“, um 1920, verdichtete solche Ängste, solche rasenden Phantasien und die Lust an der Erniedrigung anderer – und ebenso die Lust an der Erniedrigung seiner selbst. Dazu gehörte: Ab 1916 lebte er, der Student der Karlsruher Akademie, mit der Dirne Fanny Hablützel zusammen, „litt unsäglich unter der Vorstellung, sie in fremden Betten zu wissen“, radierte mit dem Pseudonym Udor Retyl eindeutige Szenen und füllte mit ihrem Verkauf an einen Weinhändler die gemeinsame Kasse. Schlichter durchschritt alle Folgen seiner von Verboten, Strafen, Rache- und Vergeltungsvorstellungen zerfurchten Kindheit. Höhepunkt der Verirrung: Er schwebte auch außerhalb von Vernissagen als „Dandy“ mit Schminke und Puder im Gesicht, schwarz umränderten Augen, Glockenhose und Damenlackstiefeln durch die Straßen des Karlsruher „Dörfle“-Milieus. Wer bin ich?

Und dann begegnete dieser schwer belastete Mann der „schönsten Frau von Berlin“, heiratete sie, nannte sie zärtlich „Speedy“. Das vollkommene Wunder seiner Träume, Symbol aller Weiblichkeit. Schnell stieg sie auf zur Königin der Kunstszene in der Metropole; er am Ziel seiner Sehnsüchte – zugleich standen beide am Rand eines Abgrundes, den sie noch nicht kannten.

Hellere Tage: Schon bald besuchten sie gemeinsam die Geburtsstadt seiner Ängste, Calw, trafen den Turmuhrenbauer Heinrich Perrot, der später die Begegnung umriss: „Im August 1929 tauchte er in der Werkstatt auf, gefolgt von einem Wesen, einem tollen Weib, das seine Frau sein musste. Die sonst eher dunkle Werkstatt wurde mit einem Paukenschlag taghell! Prima vista, dachte ich, das ist ja ein phantastischer Schmetterling, der sich hierher verirrt hat. Unter dem weißen Hut kräuselten sich rote Haare, sündig-rote Haare. Mir war so, als ob der vertraute Lärm der Werkstatt plötzlich verstummt sei. Die Räder schienen stillzustehen. Der Schmetterling hatte sich mitnichten verirrt. Weder flatterte er vor Angst, noch fürchtete er sich, gefangen genommen und etwa aufgespießt zu werden. Diese Frau stand da mit einer unglaublichen, selbstsicheren Gelassenheit - superb - , die ich noch nie bei irgendeiner im Leben je gesehen hatte. Das Verrückte war, daß sie es wußte. Sie kannte ihre Magie, wußte, daß alle von ihr angezogen, auf sie zufliegen würden. Schlichter stand hinter ihr und lachte .. Offengesagt, ich schaute sie gar nicht an, sondern meine Augen waren schüchtern auf den Boden gedreht und nahmen so nebenbei, verhohlen, zwei schwarze, auf Hochglanz polierte Knopfstiefel wahr, die spitz zuliefen und bleistiftdünne Absätze besaßen. Von unten nach oben hinaufschielend, erfaßte ich allmählich die ganze Gestalt. Sie mag dreißig Jahre alt sein, rechnete ich. Wirklich, alles an dieser Frau, vom kleinen Zeh bis hinauf zum Scheitel, hatte Rasse.“

Als der weltweit agierende Turmuhren- und Geläutehersteller dem glitzernden Ehepaar in Berlin, Motzstraße 33, 5. Stock, einen Gegenbesuch abstattete, beeindruckte ihn zum einen Schlichters gestalterische Meisterschaft. Das sechste, letzte Kind eines Lohngärtners und einer Näherin war wirklich ein genialer Zeichner, ein unglaublicher Kolorist, ein großer Menschenmaler. „Rudolf Schlichter – man kennt ihn als den Porträtisten der zwanziger Jahre: Brecht in der Lederjacke, listig mit Zigarre; die Schauspielerin Helene Weigel; Döblin, Remarque, Egon Erwin Kisch vor dem Romanischen Café .. Das sind die Ikonen des Berliner Fortschritts, wie sie selbstbewußter nie gemalt wurden“, so Günter Metken 1992, als Schlichters

Autobiographie erschien.

Und dann erlebte Heinrich Perrot Speedy in ihrer Paraderolle als französisch parlierende Demimonde-Dame mit ihrem wirr sprühenden Intellekt: „Eh bien, da haben wir heute hohen Besuch, Mon Dieu?“ „Manche ihrer Sätze erschienen wie Feuerzeichen am Firmament, zerplatzten wie Sternschnuppen. Am Nachmittag sollte ich nochmals bei Schlichters vorbeisehen. Als ich dort auftauchte, waren bereits andere Gäste anwesend. Ernst Jünger und ein Historiker namens Schramm saßen um den runden Tisch und tranken Kaffee. Nach einer Viertelstunde erschien Bertold Brecht, setzte sich dazu, an einer Zigarre saugend .. Speedy, die auch schweigen konnte, war dennoch im Kreis der Mittelpunkt, wie sie da saß mit ihren Knopfstiefeln aus feinstem Leder, die ihre Beinen umschlossen wie Glacéhandschuhe.“

Was Perrot nicht ahnte: Er hatte an diesem Nachmittag genau jenes Umfeld berührt, in dem das Ehepaar seine sehr eigene Form der „Ehe“ lebte. Besser gesagt: Brillant zelebrierte. An deren Anfang stand eine Vereinbarung, ein Arrangement: Frau Köhler und Herr Schlichter schlossen sich zusammen zu einer Zweckgemeinschaft; verständigten sich auf eine „Josephsehe“, eine „Engelsehe“ ohne geschlechtliche Vereinigung. Vereint waren sie in anderer Sache: Zusammen schufen sie das gehobene Umfeld, in dem Speedy zahlungskräftige Liebhaber auswählen konnte. Verabredet war: Er duldete ihre wechselnden Verehrer, darunter den Journalisten und Theaterkritiker Richard Masseck, den Dichter Erich von Salomon, die Juristen Otto Blessing und Dieter Sekler; duldete auch die neuen Reichen: Richter und Fabrikanten, Börsianer und Biedermänner. Keine Konflikte. Im „Gegenzug“ bekam der Maler alles, was seine Schaffenskraft, seine Themenwahl anstachelte. Beider Vorteil: Die Finanzierung des mit hohen Kosten verbundenen extravaganten Salons war gesichert. Speedy kannte das allgegenwärtige Spiel von Kaufen und Verkaufen aus der Filmbranche, wo die Devise galt: Regisseur und Inspizient, Spieleleiter und Agent prüfen vorher das Talent.

Und so waren sich die „Schlichters“ einig, ihre Schatulle gefüllt. Von irgendetwas musste man schließlich leben. Kein unbekanntes Finanzierungsmodell: Anita Berber und die Bananaröckchentänzerin Josephine Baker bestritten ihre heftigen Aufwendungen mit kurzen, oft kürzesten, aus dem Moment heraus getroffenen Beziehungen. Martha Dix erzählt, wie sie Anita Berber, Modell ihres Mannes für ein hinreißendes Gemälde, das heute in der Staatsgalerie Stuttgart hängt, in Baden-Baden beobachtete: „Ein vornehmer Herr sprach sie an. „200 Mark.“ Ich fand das gar nicht so furchtbar. Und dann verschwanden beide im Hotel. Schon bald tänzelte sie wieder leichtfüßig über die Lichtentaler Allee.“

Nicht so Speedy. Sie besaß einen kleinen Kreis von Liebhabern. Oft über Jahre hinweg bestand eine gleichsam „feste Beziehung“, geprägt von Niveau und Achtung. Eine eigene Welt mit eigenem Codex. Speedy war nicht „käuflich“. Ganz anders: Sie vergab ihre Gunst. Nicht der zahlungskräftige Kunde wählte aus. Sie wählte aus, bestimmte, wer zu ihr kommen durfte, entschied über die Dauer der Beziehung – und den Preis. Reiche Auswahl: „Männer umschwirrten sie – wie Motten das Licht.“ Was Friedrich Hollaender Marlene Dietrich 1930 auf den Leib schrieb, traf auch auf Speedy zu: „Ich kann halt lieben nur und sonst gar nichts.“ Ihr Mann nannte sie eine „Hetäre“. Wer wollte sie verdammen? Neue Zeiten setzten neue Maßstäbe. Zweifellos: Der Maler litt an der erniedrigenden Situation, empfand sich als „Zeremonienmeister“, gehörnter Ehemann, Tölpel, Trottel – was ihn unendlich quälte. Aber gerade diese Rolle übernahm er – gern! Sie allein gab ihm Gelegenheit, aus der Mitte der Erniedrigung hinein in die Revolte, hinein in die Wut schöpferisch zu explodieren. Was ihn quälte, beförderte seine Kreativität, trieb ihn halb in den Irrsinn – und seine Hand warf souverän graphische Zeichen, Szenen und maßlose

Ausbrüche auf die unschuldigen Seiten des Papiers. Abstoßend und unvergleichlich. Schlichter, der Rebell. Letztlich konnte er dieses Spiel, dieses lustvolle Durchdrehen nur im Zusammengehen mit Speedy inszenieren. Letztlich war sie es, die ihn in diese Abgründe stürzte. Grotesk. Bizarr. Aber er brauchte sie – die Abgründe – um zu den Bildern, Zeichnungen und Graphiken zu gelangen, die sein Werk prägten, seine Bedeutung ausmachten, Verkäufe beförderten. Anders gesagt: Er brauchte die trostlosen Niederlagen, die Zusammenbrüche, die irren Eifersuchtsattacken. Dann quälte er sich durch furchtbare Stunden, angefüllt mit Eifersucht, Hass, Mordgedanken. Und inmitten dieses Chaos sehnte er sich nach dem Menschen, der ihm das alles antat, schrie nach ihm – und zeichnete seine besten Arbeiten. Ein waghalsiges Experiment am Rande der Selbstzerstörung.

Rudolf Schlichter, der auch ein begabter Autor war, fasste im zweiten Teil seiner Autobiographie mit dem Titel „Tönerne Füße“ diesen martialischen Alltag in Worte: Als Speedy „aus ihrem Bekanntenkreise eine schriftliche Einladung zu einem „Gesellschaftsabend“ erhält, weiß er, was geschehen wird. Er versucht, „sie zur Nichtbefolgung der Einladung zu bewegen.“ Doch Speedy besänftigt ihn, verspricht, um 10 Uhr zurück zu sein. Dann bricht es aus ihm heraus: „Gang doch zu deinem mondänen Gesindel, da fühlst du dich doch wohler als bei mir.“ Aufgewühlt greift er nach seiner Jacke, schießt zur Türe hinaus, durchstreift, innerlich schreiend die verregneten Straßen, kehrt in die Wohnung zurück. „Brennende Eifersucht quälte ihn, mechanisch lief er im Atelier auf und ab .. schlug einen Stuhl in Trümmer .. , wüste Beschimpfungen gegen sie ausstoßend.“ Dann geht er – „um der üblen Stimmung zu entrinnen“ – in ein nahes Restaurant, „goß sich eine Anzahl scharfer Schnäpse in den Leib, randalierte .. pöbelte ..stürzte, von einer Welle der Selbstbemitleidung erfaßt .. torkelte durch verschiedene Straßen und kam ungefähr gegen  $\frac{3}{4}$  zehn Uhr wieder in seiner Wohnung an.“ Sie ist nicht da. Noch einmal zieht er los, heftet einen Zettel an die Tür: „Mein Liebes! Du, ich liebe Dich wahnsinnig. Ich leide .. Du sollst kein solcher Nachtvogel werden wie die anderen. Ich bin Dir treu, aber Du gehst in zweifelhaftes Milieu.“ Schlichter gerät völlig aus den Fugen, spürt den Wunsch, „sie aufzuknüpfen, .. malt sich eine Szene aus, sie am Fensterkreuze hängend vorzufinden.“ Dann erschrickt er in Ekel und Abscheu vor sich selbst. „Ein Strom von Tränen brach aus seinen Augen, ein krampfartiges Schluchzen erschütterte seinen Körper. „Zu ihr, zu ihr, brüllt er.“ Schließlich erreicht er die Wohnung. „Liebste!“ schrie er mit letzter Kraft. Da klang erlösungverheißend ihre Stimme aus dem Atelier: „Liebling, wo hast du denn gesteckt?“ Sie nimmt seinen Kopf in die Hände: „Ich weiß, worunter du leidest, Liebling, .. und noch nie hat dich jemand so verstanden wie ich.“ Da brach er zusammen; mit dem Ausruf „Hilf mir“ warf er sich zu ihren Füßen nieder und barg weinend sein Haupt in ihrem Schoß.“

Was er durchlitt, wurde zu Aquarell und Zeichnung. „Eroberung (Domina mea)“ zeigt ihn in den äußersten Räumen der Unterwerfung; „Liebende“ – in tiefer Geborgenheit. Und beide Extreme haben ein Zentrum: Speedy. Sie ist Muse, Modell, Zielpunkt jeder Suche, letzter und einziger Halt! Speedy, die schon immer ihr eigenes Leben führte, gab dem ruhelosen, verzweifelten Maler-Poeten Lebensmitte. Zu ihr fand er nach allen Irr- und Umwegen, allen Exzessen, allen Ernüchterungen zurück, heulte, winselte, jammerte – immer erneut, fast dreißig Jahre lang. Die Ausnahmesituation als Voraussetzung kreativen Handelns. Ein riskantes Bewältigungsmuster.

Man spricht oft und ungeprüft davon, dass schöpferische Menschen ein schweres, ein bitteres Leben auf sich nehmen müssen, um aus jenem Brunnen zu schöpfen, in dem das unvergleichliche, die Zeiten überdauernde Werk wohnt. Erinnerung sei an Kirchner, Schiele, Munch, an Henri de Toulouse-Lautrec, auch an Frida Kahlo, an Amadeo Modigliani. Eine schöne und sentimentale Umschreibung dessen, was sich

wirklich ereignet; welche Kräfte an solchen Biographien zerrren. Ganz so einfach ist es dann doch wieder nicht. Und was sich in Augenblicken des Glücks und Wochen rasender Verzweiflung einstellt, das wird kaum irgendwo so deutlich wie im Leben von Speedy und Rudolf Schlichter.

---

#### Abbildungen:

1. Rudolf Schlichter, „Der Künstler mit zwei erhängten Frauen“, um 1924, Aquarell über Bleistift, 450 x 330 mm, Privatbesitz
2. Otto Dix, „Die Tänzerin Anita Berber“, 1925, Tempera auf Sperrholz, 120 x 65 cm, Kunstmuseum Stuttgart
3. Foto: „Speedy und Rudolf Schlichter jeweils mit Knopfstiefeln“, Nachlass
4. Foto: Foto: „Speedy und Rudolf Schlichter mit dem Journalisten Richard Maseck“, Berlin 1931, Nachlass
5. Foto: „Speedy und Rudolf Schlichter in Calw“, 1930, Nachlass
6. Rudolf Schlichter, „Eroberung (Domina mea)“, 1927/28, Aquarell über Tusche, 720 x 510 mm, Privatbesitz
7. Rudolf Schlichter, „Liebende“, um 1930, Bleistift, 500 x 370 mm, Privatbesitz
8. Rudolf Schlichter, „Meine Frau mit Katze“, 1930, Aquarell, 535 x 420 mm, Privatbesitz, Privatbesitz
9. Rudolf Schlichter, „Speedy mit Hut“, 1936, Farbstifte, 650 x 495 mm
10. Rudolf Schlichter, „Egon Erwin Kisch“, 1928, Städtische Kunsthalle Mannheim
11. Rudolf Schlichter, „Selbstporträt“, o. J., Aquarell, 600 x 450 mm, Privatbesitz

